Ein "klassisches" Urteil

Autor(en): **Ernst, Konrad**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **4 (1909-1910)**

Heft 1

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-748071

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

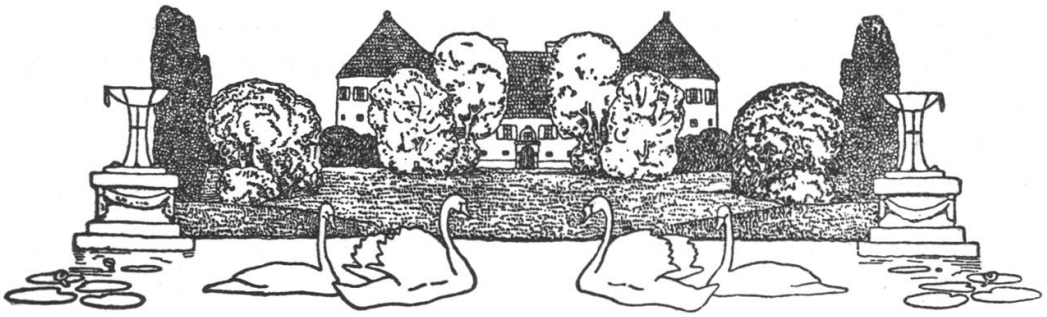
Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Das Leid ſelbſt aber würde ſobald nicht von der Seite Ella Rothes weichen. Darin hatte ſie ſich ergeben. Sie war ein ſtarker Menſch, und auch ſie wußte von einer Pflicht. Das Anerbieten des Profeſſors wies ihr den Weg dazu.

Und vor des ſchweigſamen Köbi ſinnenden Blicken ſchritt eine aufrechte Seele vom Grabe ihres Glückes heim zum Herde ihrer Arbeit.

Irma Goeringer.



Ein „klaſſiſches“ Urteil.

Von **Konrad Ernſt.**

Mannigfach ſind die Urteile, die man, namentlich zur Reiſezeit, in Zeitungen, Zeitſchriften und ſonſtigen der Druckerſchwärze ſich beugenden Publikationen, über die Schweiz zu leſen bekommt. Gute und ſchlechte Urteile. Die guten nimmt man mit jener nonchalanten Selbſtgefälligkeit hin, die der Beſitz eines ſo ſchönen Landes wie die Schweiz iſt, erweckt und vergißt ſie dann. Über die ſchlechten entrüſtet man ſich zwiſchen Frühſtück und Mittageſſen ein wenig und — vergißt ſie dann auch. Sie ſind für uns, wie für die Wertung der Schweiz in den Augen des Auslandes ziemlich bedeutungslos, und man kann ruhig darüber zur Tagesordnung ſchreiten. Anders verhält es ſich mit Urteilen, die infolge des Rufes ihres Verfaſſers und den Stellen, wo ſie zum Abdruck und Nachdruck gelangen, geeignet ſind, in der öffentlichen Meinung des Auslandes und namentlich bei deren gebildeten Vertretern, die die Verhältniſſe nicht aus eigener Anſchauung kennen, ein ſchiefes Bild zu erwecken.

Ein ſolches Urteil fand ich jüngſt aus Viktor Hehns, des bekannten Kunſthiſtorikers, Buche: „Italien, Anſichten und Streiflichter“ im „Kunſtwart“ abgedruckt. Dieſe verbreitete Zeitſchrift nennt das Buch Hehns ein klaſſiſches Werk, von dem man „nicht Rühmens genug machen könne“. Es lohnt ſich daher wohl der Mühe, dieſes Urteil aus den angegebenen Gründen etwas auf ſeine Richtigkeit hin zu prüfen, um ſo mehr, als darin mit dem Pathos der Unfehlbarkeit und dem Schein der äſthetiſch gründlichen Be-

trachtung Sätze aufgestellt werden, die bei näherem Hinsehen die Oberflächlichkeit nur zu sehr verraten.

Viktor Hehn schreibt:

Wenn der Nordeuropäer, der Barbar im antiken Sinne des Wortes, einen der Alpenpässe, die nach Süden führen, übersteigt, dann empfängt ihn eine neue, anders gebildete Welt — der Kreis der Uferländer des mittelländischen Meeres, zu denen nicht bloß die Campagna von Rom und die Insel des Ätna, nicht bloß die Vorgebirge Griechenlands und die aus dem blauen Meer in Nähe und Ferne auftauchenden Zykladen, sondern auch das dürre felsige Palästina, die Sinaihalbinsel und die arabischen und libyschen Wüsten gehören. Wer sich das ganze Gefühl, die Überraschung dieses Gegensatzes geben will, der eile im Hochsommer unmittelbar aus der Schweiz auf der Eisenbahn nach Genua und Nizza und befahre die Uferstraße zwischen den beiden genannten Städten — la riviera di ponente, die jetzt zum Teil französisch ist. Welch ein Kontrast. In der Schweiz — da herrschen Wasser und Wiese, die Täler sind mit hellem saftigen Grün gefüllt, überall von den Bergen strömen pfeilschnelle Bäche, arbeiten wild an Steinblöcken und Tannenwurzeln vorüber, stürzen in Kaskaden stäubend über die Felswand, sammeln sich zu Seen und gehen dann als mächtige Flüsse in alle Welt. In den Schweizer Schluchten ist die Welt eng, ewig brauen dort die Dämonen bösen Wetters, und wer nach mühsamem Steigen auf einem Gipfel klare Luft und freie Aussicht trifft, der kann von Glück sagen. In der Schweiz trifft der Wanderer überall liebliche, umschlossene Landschaftsszenen, voll idyllischen Friedens, und ruft wohl aus: diesen Fleck Erde möcht ich zur Heimat erwählen, hier meine Hütte bauen, hier meine Tage beschließen! Er bedenkt nicht, daß alles Idyllische sich schnell erschöpft und geistlos wird, daß in diesen hohen Gegenden bald der Winter kommt, der das Tal mit Schnee verschüttet und selbst den Wasserfall in starrende Eisnadeln verwandelt. Dann, in den dunklen, kalten Monaten, lebt der Mensch in hölzernen, mit Schnitzwerk und alten geistlichen Sprüchen verzierten, braunen Wohnungen und trägt Sorge, das Dach wohl mit Steinen zu belasten, daß es der Sturm, der in diesen Berglöchern fürchterlich rast, nicht mit sich fortführe. Die Schweiz ist das Land sauberer, ordentlicher, wohl berechneter Hauswirtschaft, die Heimat knochiger, realistisch denkender Menschen, die schon frühe den romantischen Adel und mit ihm manchen idealen Zug und alle Phantasiegebilde unter sich ausgerottet und sich bürgerlich-republikanisch, nach Gemeinden und Kantonen, eingerichtet haben. Hart und gewaltsam sind in diesem Lande auch die Hochgebirge aufgetürmt, hoch oben öde und sumpfige, mit kurzem Gras bewachsene, bald geneigte, bald in sich muldenförmig vertiefte Flächen tragend; von ihren obern Kanten laufen die traurigen Halden, lange Streifen grauen Steingerölles, von den Schneestürzen hinterlassen, ins Tal; Nebel und Wolken hängen an den Flanken und Steinrippen wie die Wolle am Bauch des Widders, senken sich zu den schwarzen Fichtengürteln nieder und steigen wieder verhüllend und wogend aufwärts zu den kalten Schneekuppen. Ein Bild form- und schrankenloser Gewalten, beängstigende Zeugen uralter elementarer Kämpfe und Naturrevolutionen! — Von diesem weißen und grünen Winterlande sieht man sich tags drauf, dort wo sich der Abhang der Seealpen zum mittelländischen Meere niedersenkt, in ein braunes Sonnen- und Lichtland, in ein Land, wo der Naturgeist in Formen gebunden ist, versetzt und fühlt jenseits der See die Gegenwart der lechzenden, farbenglühenden Wüste.

Diese Betrachtungen sind so recht ein Bild von der oft zu konstatierenden Tatsache, daß einer ein sehr kluger Mann sein kann und sich doch über Dinge ein Urteil anmaßt, von deren tieferem Wesen er

kaum eine Ahnung hat. Schon die Sätze: „In den Schweizer Schluchten ist die Welt eng, ewig (!) brauen dort die Dämonen bösen Wetters, und wer nach mühsamem Steigen auf einem Gipfel klare Luft (!) und freie Aussicht trifft, der kann von Glück sagen;“ ferner: „Hart und gewaltsam sind in diesem Lande auch die Hochgebirge aufgetürmt (wo sind die Hochgebirge dies nicht? D. V.) hoch oben öde (!) und sumpfige (!) mit kurzem Gras bewachsene Flächen usw.“, schon diese Sätze verraten jene von keinerlei gründlicher Sachkenntnis getrübte Naivität des Urteils, die man so oft bei Büchermenschen findet, wenn sie, nach flüchtigem Besuch, der Natur von der Studierstube aus zu Leibe gehen. Monatelang habe ich inmitten der „öden und sumpfigen, von kurzem Gras bewachsenen Flächen“, womit Herr Hehn wohl unsere Alpenweiden meint, gelebt, habe Dutzende von kleinern und größern Gipfeln bestiegen, und ich muß sagen, schöner, freier und herrlicher ist mir das Leben noch nie vorgekommen als dort oben in der klaren und reinen Luft über dem Dunst und Lärm der Städte, über dem kleinlichen und engherzigen Getriebe des Tages, nirgends in der Welt bin ich besser und glücklicher gewesen als dort, wo ich im Anblicke der weißen schneeigen Firne den Zusammenhang mit der urewigen Mutter Natur, der Nährerin alles Schönen und Erhabenen in uns, wieder fand.

Ich zweifle auch sehr, daß Herr Viktor Hehn jemals die „dunklen, kalten Monate“ in einem „dieser Berglöcher, wo der Sturm fürchterlich rast“, zugebracht hat. Er müßte sonst wohl eine Ahnung gehabt haben von der wunderbaren Schönheit und Klarheit des Bergwinters. Jedes halbwegs in der Höhe liegende Bergdorf hätte ihm davon erzählen können, er würde nicht einmal nach St. Moritz, Davos, Grindelwald usw. zu gehen gebraucht haben, „Berglöcher“ die ihren Weltruf sicherlich nicht den „fürchterlich rasenden Winterstürmen“ verdanken. Er hätte wissen müssen, daß dort oben wochen-, ja monatelang die Sonne ununterbrochen von einem tiefblau leuchtenden Himmel auf eine meterhohe, alle Unruhe der Einzelheit verdeckende weiße Schneedecke herunterstrahlt, während die klaren silbernen Firne in schweigender Majestät dastehen. Hätte wissen müssen, daß inmitten dieses Bildes voll unvergleichlicher Schönheit und Erhabenheit die Menschen im Januar ohne Überzieher und im Strohhut spazieren gehen, während in der Ebene ein dicker grauer Nebel und eine alles durchdringende feuchte Kälte das Leben fast unerträglich machen. Und er hätte es sich dann vielleicht erklären können, warum alljährlich Tausende und Abertausende dort oben Erholung suchen und finden und eine Seele voll Schönheit mit sich nach Hause nehmen.

Diese Zeilen wurden sicher nicht aus falschem Patriotismus und in dem einfältigen Glauben geschrieben, daß es außer der heimatlichen Schönheit keine andere mehr in der Welt gebe. Aber wer der Berg-

welt ſo viele Stunden des reinſten, ungetrübteſten Genuſſes, des tiefſten, andächtigſten Verſenkens in die Natur und der mächtigſten, das ganze Weſen erfüllende und erhebende Eindrücke verdankt, der darf ſich wohl dagegen wehren, wenn ein Büchermenſch ein Urteil in die Welt hinein ſchreit, das den Tatſachen keineswegs entſpricht und geeignet iſt, eine total falſche Anſchauung zu erwecken. Die Wahrung der Schönheiten und höchſten Werte unſeres Landes gehört wohl auch, und nicht erſt ſeit der Heimatſchutzbewegung, zur Kultur unſeres Volkes, der ja dieſe Zeitſchrift in erſter Linie dient.

Wie man's ſieht.

Szenerie: Ein Eiſenbahncoupé. Perſonen: Zwei Herren.

„Es iſt zu langweilig", ſagte der ältere von den beiden mit mürriſchem Geſichtsausdrucke. „Seit drei Wochen reiſen wir nun in der Welt herum, von Italien in die Schweiz, von der Schweiz ans Meer, vom Meer weiß der Himmel wohin. Ich habe die Geſchichte gründlich ſatt. Morgen fahre ich wieder nach Hauſe."

Der Jüngere ſchüttelt leiſe den Kopf. Sein Blick bleibt ſinnend an dem ſonnenbeglänzten Meer, das wie ein Streifen flüſſiges Silber herüberblinkt, haften. Ein feuchter Glanz liegt in ſeinen Augen, während er ſpricht. „Nein", ſagt er, „ich verſtehe dich nicht. Ich verſtehe es nicht, wie du mit ſehenden Augen ſo blind ſein kannſt, wie du mit lebendiger Seele ſo tot ſein kannſt. Wie ein unermeßliches Füllhorn ſchüttet ſeit drei Wochen die Welt ihre Schönheiten über dich aus, jeder kommende Tag, jede kommende Stunde ſtreut dir Tauſende von Blumen und Blüten auf den Weg, jede voll neuen Duftes, jede voll neuen Glanzes, jede voll neuen Reizes. Und es fließt daraus empor wie ein Meer von Glück und Glanz und Farbe, voll ungelebter neuer Schönheit, voll ungelebten neuen Lebens. Aber dein Gefühl iſt taub dafür, deine Augen ſind blind dafür. Du ziehſt es vor, morgen wieder in die Fabrikſtadt, die unſere Vaterſtadt iſt, zurückzukehren zu den Hunderten von häßlichen ſchwarzen Schornſteinen, zu den Tauſenden von häßlichen grauen Häuſern, in die dicke, heiße Luft voll Ruß und Qualm, die einem das Atmen ſo ſchwer macht. Du tuſt das, weil du zu Hauſe deine philiſtröſen Gewohnheiten, deinen Abendſchoppen, dein Kegelſchieben und was weiß ich noch alles nicht zu entbehren brauchſt. Nein — unterbrich mich nicht, ich weiß, daß es ſo iſt. Bin ich anders als du? Mich dünkt, jedem Menſchen hat die Allmacht zwei lebendige